

1984 berichtete Wolfgang Schulz, 44 Jahre alt, der Berufsberaterin Helga Berbig aus seinem Leben. Berbig nahm Schulz' Bericht mit einem Tonbandgerät auf; das Transkript veröffentlichte sie drei Jahre später in ihrem Buch „Unterwegs. Wege und Umwege zum Berufswunsch“.

Die Veröffentlichung auf <http://schreibdasauf.info> geschieht mit Frau Berbigs freundlicher Genehmigung.

Wolfgang Schulz: Theater als Überlebensstrategie

Ich komme aus einer kleinbürgerlichen Familie, zwei Geschwister, der Vater Bundesbahninspektor, später Bundesbahnoberinspektor, die Mutter Hausfrau, bäuerlicher Herkunft. Wenn ich an meinen Vater denke, dann weiß ich natürlich, was ich ihm zu verdanken habe, dass ich auf den Trichter gekommen bin, mich künstlerisch zu betätigen. Wie das gekommen ist, das will ich Dir gleich erzählen. Es ist nicht so, wie Du vielleicht denkst.

Mein Vater war einer von den alten Prügelvätern. Das heißt nicht, dass er dazu was konnte; es lag vielleicht auch in seiner eigenen Entwicklung begründet. Aber wir Kinder, auch die Mutter selbst, haben unsere Erlebnisse in der Hinsicht gehabt.

Wenn du durchgeprügelt wurdest, fragst du dich schon als 10-Jähriger: Wozu lebe ich denn überhaupt? Um geprügelt zu werden? Du lagst abends im Bett und hast dich ausgeheult und hast dir Fragen gestellt. Einmal, das weiß ich noch ganz genau, obwohl ich, wie gesagt, kein gläubiger Mensch bin und auch damals in dem Sinne nicht war, habe ich gebetet: Lieber Gott, lass mich ein berühmter Schriftsteller werden und dann sofort sterben. Ich habe Ausflüchte aus dem beschissenen Dasein, Kinddasein, Jugenddasein gesucht in der Literatur und wurde unterstützt durch den Idealismus: Das Leben ist

eben schnöde, und das Schöne muss man sich holen, der eine in der Religion und der andere in der Kunst.

Hinzu kam mein Unfall mit 13 Jahren, nach dem ich zu 100 Prozent kriegsbeschädigt erklärt wurde. Ich habe mit einer Granate rumgespielt, ganz für mich, und die ist in die Luft gegangen. Dieser Unfall hat natürlich außer körperlichen Verletzungen schwere Störungen in der Pubertät aufgeworfen. Störungen, die mich begleitet haben, eigentlich bis vor Jahren noch. Die sind erst im Laufe der letzten Jahre so langsam abgebaut worden, so dass ich heute sagen kann: Langsam glaube ich, erwachsen zu werden.

Früher war ich das nicht, weil ich aus der Pubertät was nachzutragen hatte, auch mit Sexualität und anderem Geschlecht. Damals half dir ja niemand, da wurden die Augen zugemacht von den Eltern. Man kannte das Wort Psychotherapie zwar, angewendet wurde sie selten. Ich musste mich allein mit den Problemen rumschlagen, meinem Herzen Luft machen. Ich habe geschrieben, ein Hörspiel gemacht, das vor meiner Klasse vorgeführt, in Anwesenheit des Lehrers, des Deutschlehrers, und mir gleichzeitig damit meine Stellung in der Klasse gesucht. Da ich nun mal lädiert bin, habe ich mich als Outlaw gesehen, gegenüber meinem Vater, gegenüber der Schule, gegenüber all denjenigen, die in irgendeiner Weise ihr normales Leben, ihr normales Auskommen suchten.

Mein Vater wollte, dass ich Jurist werde, ich selbst habe mir eine ganze Zeit überlegt, ob ich Lehrer werden soll. Als ich vor dem Abitur in einem Aufsatz schreiben musste, was ich werde wollte, damals habe ich noch mehr zur Zeitung tendiert, habe ich zum Schluss geschrieben: „Wenn alles nichts nützt und alle Stricke reißen, dann werde ich auch noch Lehrer.“ Aber mir wurde klar, nachdem mein Vater Beamter war, ich die Lehrer sah, die auch teilweise prügelten, dass für mich Beamter und Prügel eigentlich eine Geschichte war. Lehrer konnte ich nicht werden.

Auf Klassenfahrten lernte ich Theater kennen, fand es faszinierend, spürte, dass das für mich ein Ausdruck von

Selbstbestätigung, auch eine Möglichkeit sein könnte, mich auszudrücken. Darum habe ich angefangen, in Münster mit Germanistik, Geschichte und Englisch, hatte im Hinterkopf, mal mit Theater irgendwas zu tun.

In dem Augenblick, in dem ich volljährig wurde, bin ich flugs nach Wien abgehauen. Zufällig lernte ich dort über eine katholische Studentenverbindung jemanden kennen, einen Habsburger Spross, einen Graf Wolkenstein, Inspizient am Theater, der mich fragte, ob ich nicht Lust hätte, dort mitzumachen. Da habe ich natürlich sofort die Ohren aufgestellt und gedacht: „Mensch, das wär‘ ja mal was ganz anderes.“ Innerhalb kurzer Zeit war ich Regie-Assistent bei einem Regisseur, der machte seine erste Regie und ist heute ziemlich bekannt.

Das war sozusagen der Anfang meiner Theaterlaufbahn. Ich war Praktikant, bekam kein Geld. Später bin ich zwar nach Münster zurückgegangen, aber in den Ferien immer wieder nach Wien gefahren und habe dort fast 2 Jahre Regie-Assistenz gemacht, an einem Privattheater mit recht gutem Spielplan. In Kiel, meiner nächsten Station, gab es eine Studienbühne mit hauptamtlichen Kräften. Und dort habe ich meine erste Inszenierung gewagt, die vollkommen in den Teich ging. Damals war ich 23 Jahre.

Ich habe geschrieben, immer fleißig, aber sehr egozentrisch, fast pubertär, sentimental, so über den Sinn der Welt. Mit anderen zusammen, in sehr guter Teamarbeit, habe ich von Gottfried Benn „Der Vermessungsdirigent“ uraufgeführt.

Und dann wollte ich das Studium hinschmeißen. Germanistik war mir zu wenig praktisch. Weiter in diesem idealistischen Himmel zu verweilen und „Die kleine Verssprache“ von Kaiser durchzupauken, das kann ja wohl nicht alles sein. Da das Medium Fernsehen inzwischen am Laufen war, dachte ich mir, ich könnte mich dort bewerben, habe es auch einige Male versucht. Aber die am Fernsehen meinten, das Studium zu Ende machen, das sei wohl doch vernünftiger.

Mittlerweile strebten bei der Studienbühne in Kiel neue Leute nach, andere waren gegangen. So dachte ich, jetzt

musst du einen Abschluss finden. Als ein Germanistik-Professor nach Würzburg ging, ein Freund ihm nachgezogen war, der eine Dissertation über Gottfried Benn schrieb, packte ich die Koffer und fuhr hinterher. Das war, glaube ich, im Sommer 1965.

Ich bin zu meinem damaligen Germanistik-Professor gegangen und habe gesagt: „Ich möchte hier zu Ende studieren. Magister genügt mir, Lehrerexamen will ich nicht, interessiert mich nicht.“ Nun musste ich für die Zwischenprüfung noch einige Scheine machen und dafür verstärkt Geschichtsvorlesungen besuchen bei einem Professor Hans Hubert Hofmann. Wahrscheinlich war ich dem sympathisch. Nach einer Vorlesung stellte er mich auf dem Flur und sagte: „Was machen Sie denn so?“ „Ich mache den M.A. in Germanistik.“ Und er: „Das ist doch völliger Mist. Sie sollten promovieren.“ Und ich: „Wie soll ich das machen, ich habe ja keine Arbeit.“ Darauf er: „Promovieren Sie doch bei mir.“ Ich: „Geschichte, da habe ich überhaupt keine Ahnung.“ Er: „Dann werden Sie sie halt bekommen.“ Und ich: „Was soll ich machen?“ Er fragte mich: „Für was interessieren Sie sich denn?“ Ich habe gesagt: „Eigentlich für Theater.“ Er hat nur ganz kurz überlegt: „Schauen Sie doch nach, was es über das Theater in Würzburg gibt.“

Innerhalb von 3 Jahren habe ich eine 756seitige Arbeit darüber abgeliefert. Thema: „Theater in Würzburg 1600 – 1945, eine soziologische Untersuchung“. Wobei es gegen Ende der Dissertation ein ziemliches Problem gab. Ich hatte die noch nicht fertig, als ich auf dem linken Auge nichts mehr sehen konnte, von meiner Verletzung her. Zusätzlich bekam ich plötzlich auf dem rechten Auge Star. Es steht auch heute noch zu befürchten, dass ich an den Augen noch ziemliches Malheur bekommen könnte. Ich dachte natürlich: Oh, wenn du jetzt blind wirst, kannst du dich sofort erschießen.

Aber mein Doktorvater hat mich angetrieben: Jetzt müsse ich erst recht fertig werden. Der hat mich morgens zur Prüfung abgeholt, damit ich ihm ja nicht davon laufe. Die Absicht hatte ich gar nicht, ich wollte mich der Prüfung schon stellen. Die Arbeit wurde mit magna cum bewertet,

das Mündliche nicht so gut, cum laude. Aber mir war's egal, ich war damit zufrieden. Ich war jetzt Doktor.

Kurz vor der mündlichen Prüfung hatte ich schon angefangen, mich für die Studienbühne zu interessieren, eigentlich mehr, um ich von meiner Doktorarbeit abzulenken. Außerdem hatte ich natürlich immer im Kopf, wieder was Praktisches zu machen. Und so hatte ich noch mal den Vermessungsdirigenten inszeniert, und später, nach dem Rigorosum, ein ziemlich großes Stück in der Mensa gemacht mit ungeheurem technischem Aufwand. Das hieß „Ein Audiovisiogramm“.

Nun stand ich vor der Entscheidung, was mache ich weiter. Ich habe Briefe an Zeitungen geschickt und dachte, Kulturredaktion wäre auch nicht schlecht, mich auch bei der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung in Frankfurt gemeldet.

Ende 1969 ruft mich ein Intendant aus Cuxhaven, ob ich denn Lust hätte, Dramaturg zu werden. Der bot mir ein unmögliches Gehalt an, so 600 Mark brutto. Ich habe mit ihm gehandelt, wir haben uns bei 700 Mark geeinigt, später hat sich das Gehalt auf 1100 Mark gesteigert. Wenn ich nicht einen Teil meiner Rente hätte behalten können, wär's mir doch recht dreckig gegangen. Aber dadurch, dass ich die im Hintergrund hatte, sagte ich mir: „Mach's, sieh dir diese Klitsche mal an.“ Es waren eigentlich sympathische Leute, und ich habe gedacht: „Gut, als Anfang.“

Natürlich habe ich darauf gedrungen, dass ich den Spielplan mitbestimmen konnte. Es wurden mir auch gewisse Freiheiten vom Intendanten eingeräumt, so dass ich damals von Armond Gati, einem sehr bekannten Dramatiker, ein Vietnamstück gemacht und auch so genannte Untergrund-Filme gezeigt habe. Vor dem Vietnamstück habe ich die Peking-Rundschau verteilt. Allerdings gab es da die ersten scharfen Auseinandersetzungen um mich. Man forderte, der Dramaturg solle mal schleunigst seinen Hut nehmen, uns solche Schweinefilme zuzumuten.

Ich habe mich sehr intensiv mit dieser Art von Literatur beschäftigt, natürlich im Verbund mit Kunst, „Das Kapital“ gelesen, nicht alles, aber immerhin anderthalb Bände. Ich habe mich immer betrachtet als Antifaschisten, einen Verfolger der Auschwitz-Prozesse und so weiter, zumal ich wusste, dass auch mein Vater in der Partei und Hitler-Jugend war. Seit meiner frühesten Jugend, also schon auf der Schule, hatte ich mich mit Marx beschäftigt. Schließlich gab es Auseinandersetzungen um die Mitbestimmungsfrage, in der ich auf Seiten der Schauspieler stand, war natürlich beim Intendanten völlig unten durch und bekam meine Kündigung.

Zurückgekehrt nach Würzburg, stellte ich fest, dass die Studiobühne mittlerweile ziemlich darniederlag. Ich habe sie wieder aufgebaut und angefangen mit „Bericht für eine Akademie“ von Franz Kafka; habe Leute gesammelt, erste Stücke selbst gemacht, aufgrund dieser ganzen politischen, künstlerischen Erfahrungen. Ich war damals weiterhin nah an die Politik ran gerückt, wenn auch nicht Mitglied, so war ich Sympathisant der KPD/ML. Und das hieß, dass ich mich auch in dieser Richtung künstlerisch betätigen wollte; also parteiliche bis parteiische Kunst. So entstand ein Stück, „Der Geist von Oberzell“, über die Welt der Arbeit, über eine bekannte Firma. Wir haben recherchiert, wir haben unsere parteiische Meinung dazu eingebracht, wir haben ein Stück geschrieben über Ausbeutung. Vor den Premieren, wir spielten im CVJM-Heim, gaben wir immer kurze Vorberichte zu dem, was wir machen wollten. Plötzlich stand die Stadt in Flammen. Der damalige Vorsitzende des CVJM, wie sich später herausstellte, auch noch Rechtsanwalt dieser Firma, wollte Einsicht ins Textbuch haben, erteilte uns sofort Hausverbot, so dass wir in die Mensa ausweichen mussten. Daraufhin bekamen wir eine einstweilige Verfügung über 50.000 Mark und haben das Stück nur in Ausschnitten in einem Freizeitzentrum aufgeführt.

Es liefen Prozesse. Ich wurde wegen Beleidigung, Verleumdung angeklagt. Ich wurde zu 1200 Mark Geldstrafe verurteilt, ersatzweise 60 Tage Haft, Beleidigung des Firmeninhabers, Beleidigung des Direktors und des Gewerkschaftsvertreters. Dazu gab's

noch die zivilrechtliche Seite, und die ging über das Oberlandesgericht bis zum Bundesgerichtshof. Der verbot die Aufführung des Stückes wegen Verletzung der Persönlichkeitsrechte.

Wir haben weitergemacht, sind von Saal zu Saal gewandert, haben im Studentenwerk, wo wir einen Proberaum hatten, auch Schwierigkeiten bekommen, haben Prozesse geführt noch und nöcher. Bis hin zu der Situation, dass ich 1980 für eine antifaschistische Vereinigung, die der KPD/ML, später dann der KPD nahestand, kandidiert habe für die Bundestagswahl.

In solchen Situationen gibt es natürlich sehr viele Tiefs. Das ist ja alles nicht so rosig. Und immer die Situation: „Ja, du bekommst Rente, aber du bist nicht nützlich.“ Da stand halt die Knute des Leistungsdenkens meines Vaters, der Schule und so weiter dahinter.

Nachdem die Studiobühne in die Binsen ging, mangels Masse, und weil sich die Leute der Partei zu sehr hineinmischten, bin ich ausgetreten und habe sehr viele Gastspiele gemacht mit einigen Ein-Personen-Stücken in der ganzen Bundesrepublik.

Es war so eine Übergangsphase. Ich soff, was ich heute auch noch ganz gerne tue, so ist das nicht. Eines Tages kam ein Freund zu mir und sagte: „Weißt du was, das ist alles Mist, was du jetzt machst. Du bist völlig unzufrieden, völlig frustriert. Du müsstest ein eigenes Theater aufmachen.“ Da hab' ich gesagt: „Du bist ja gut, solche Träume; geht doch überhaupt nicht, wo will ich denn einen Raum herhaben, wie will ich das zahlen, ich hab' doch keine Geld auf der hohen Kante.“ Und er sagte: „Ja, wenn Du's willst, dann wird das auch geschehen.“

Ich musste am nächsten Tag zum Fotografen, um Bilder abzuholen, die ich zur Werbung meiner Gastspiele verschicken wollte. Dort traf ich einen Bekannten, den Sohn des Geschäftsinhabers, und meinte zu dem: „Eigentlich müsste man ein Theater selbst aufmachen, aber wo kriegst du die Räume her.“ Da sagte er: „Du, ich habe Räume für Dich. Aber die werden erst in anderthalb Jahren frei.“ Tatsächlich war es dann so, dass die schon

sehr viel früher verfügbar waren. Und dann habe ich die mit Freuden so weit hergerichtet, dass wir spielen konnten. Das waren noch sehr beschränkte Verhältnisse. Später haben wir umgebaut. Ich habe mich ziemlich in Schulden gestürzt mit einem Darlehen von 50.000 Mark und kann jetzt privat nichts mehr aufnehmen.

3 Jahre haben wir zu tun, bis das ausgezahlt ist. Erst dann besteht eventuell die Möglichkeit, aus dem Topf an die Beteiligten ein Taschengeld auszuschütten.

Wenn in 3, 4 Jahren das Theater gut dasteht, sich eingeführt hat, die finanziellen Verhältnisse geregelt sind, möchte ich eigentlich höchstens noch mal für 2 Monate hier erscheinen und es eher einem anderen übergeben. Am liebsten würde ich in der Rhön ein Haus kaufen, Gartenpflege betreiben, mich nebenbei an den Schreibtisch setzen und ab und zu einmal ein bisschen schreiben oder eine Gaststätte leiten. Ich meine, das ist auch ziemlich anstrengend. Es ist aber auch interessant. Da kommst du auch mit Leuten zusammen.

Wenn ich zurück denke, war das Wesentlichste für mich sicherlich, dass ich eine Möglichkeit sah, mich selbst auszudrücken, mich selbst darzustellen, sicherlich auch aus der Kompensation meiner Behinderung heraus. Am Theater konntest du mit Leuten kommunizieren, wurdest für voll genommen, respektiert, was von den Eltern her, vom Vater, nie der Fall war. Am Anfang war eigentlich erst mal das Prinzip dahinter, Leistung zu bringen. Die Leute müssen dich sehen, gucken. Endlich anerkannt werden!

Theaterspielen hat mich insofern verändert, als ich endlich gesehen habe, ich kann's. Ich kann was leisten, und ich brauche mir und anderen gegenüber nichts mehr zu beweisen.

Dieser idealistische Überbau ist weg. Ich sehe das Theaterspielen hauptsächlich als Handwerk. Wenn mich heute jemand als Künstler anspricht, dann sage ich immer, nicht um es zu unterlaufen, sondern um es auf die richtige Ebene zu bringen: „Ich bin in Handwerker in Sachen Literatur, Abteilung Theater.“ Es ist kein Widerspruch dazu, wenn ich der Meinung, dass ich und

auch die anderen von der Auffassung wegkommen müssen, dass Kunst nur ein schönes Beiwerk bürgerlichen Lebens ist. Für mich ist Kunst im Grunde eine Überlebensstrategie.

Die Stücke, die ich schreibe und inszeniere, sind immer Fortführungen. Meinen Vater ich endgültig erledigt mit „Die Ersäufung der Liebsten vor Lesbos oder Prag werde ich nie sehen“, indem ich die Rolle des Vaters selbst gespielt habe. In „Niagara – der Triumph des Todes im Kopfe des Indianers“ habe ich endgültig aufgeräumt mit meinen illusionistischen Kunstauffassungen.

Meine Eltern haben meine berufliche Entwicklung nicht so mitbekommen. Mein Vater ist 1968 gestorben. Da war ich noch nicht mal mit der Dissertation fertig. Er wusste, dass ich den Doktor baue. Das war natürlich eine schöne Geschichte für ihn. Dass ich nebenbei Theater gemacht habe, das hat er beiläufig erfahren und nicht so ernst genommen. Obwohl er den Dingen gar nicht so uninteressiert gegenüberstand, war seine Lebenserfahrung doch: Man muss was im Rücken haben, man muss eine Rentenberechtigung haben.

Früher habe ich Sinnfragen gestellt. Heute nicht mehr. Die Frage ist: Macht das Spaß? Wenn es überhaupt einen Sinn gibt, dann meine ich, dass er darin liegt, Spaß zu haben mit sich selbst, anderen, und darüber hinaus natürlich den Zuschauern auch einen Spaß zu machen. Das ist ein gewisses Ziel, was mich noch manchmal so empor treibt oder antreibt. Das wäre doch mal eine Geschichte, über einen längeren Zeitraum hin zu versuchen, anspruchsvollere Sachen vom Inhalt her so zu vermitteln, dass es den Leuten doch noch als unterhaltende Geschichte erscheint, worüber sie sich also unterhalten können.

Jetzt warte ich meine eigene Entwicklung ab, weil ich abgeschlossen mit der Vergangenheit, und was die Zukunft bringt, das weiß ich nicht. Um meine psychotherapeutischen Erfahrungen anzuwenden, sage ich: Ich lebe hier und heute und nicht gestern und nicht morgen.

aus: Helga Berbig: Unterwegs, Wege und Umwege zum
Wunschberuf, 1987 herausgegeben vom
Landesarbeitsamt Nordbayern, Referat für Arbeitsmarkt-
und Berufsforschung, Nürnberg.